



Optimierung und Weisheit

Grußwort bei der Eröffnung des Akademischen Studienjahres 2022/2023

3. Oktober 2022, Katholische Privat-Universität Linz

Die Zeit von Gottfried Wilhelm Leibniz¹ (1646 – 1716) steht für Vernunftoptimismus und Fortschrittsglaube, für die Zuversicht, die Menschheit werde auf der Basis einer rationalen Religion und vorangetrieben durch die Errungenschaften von Wissenschaft und Technik in eine lichte Zukunft schreiten. Leibniz ist durchaus fasziniert von der Automatenwelt eines Descartes, versteht aber, anders als die Cartesianer, die Natur und das Leben nicht nur als kompliziertes Maschinenwerk.

Den Schöpfer bezeichnet er als den ersten und höchsten Mathematiker. Leibniz leugnet das Schlechte im Menschen nicht, er will es nur positiv umwerten als Bedingung der Möglichkeit einer besser werdenden Welt. Leibniz' Welt ist nur deshalb die bestmögliche, weil in ihr zugleich die Möglichkeit des Menschen, das Beste anzustreben, mitgedacht ist. Bei Leibniz wird die Verwirklichung des Bestmöglichen zur Aufgabe, die den Menschen auffordert, seine Umwelt mitzugestalten und an der eigenen (vor allem moralischen) Selbstoptimierung zu arbeiten. Leibniz' Optimismus, das dies gelingen mag, speist sich aus der Maxime allgemeiner Optimierung. Das ist nicht nur moralisch gemeint (aus den Übeln das Gute hervorziehen), sondern ebenso physikalisch (alle Kräfte bestmöglich nutzen) und ökonomisch (alle Energien am effizientesten einsetzen).

Werden menschliche Freiheit und Ethik, werden zwischenmenschliche Begegnung und Gespräch ausgeblendet, werden Sicherheit und Gewissheit ausschließlich in abstrakten Gebieten wie Geometrie oder in der reinen Rationalität gesucht, dann führt das in die Isolation, dann wird von den wirklich bedrängenden Fragen abgelenkt. Mit Zahlen lässt sich kein Friede schließen. Logik und Mathematik können Totes festhalten, nicht aber Lebendiges verstehen. Schon der vorwissenschaftliche Alltagsverstand sieht ein, dass Personen keine Automaten und keine Maschinen sind bzw. dass unsere Einstellung zum Lebenden anders ist als die zum Toten. „Schau einen Stein an und denk Dir er hat Empfindungen. Man sagt sich: Wie konnte man nur auf die Idee kommen, einem Ding eine *Empfindung* zuzuschreiben? ... Und nun schau eine zappelnde Fliege, und sofort ist die Schwierigkeit verschwunden ... Und so scheint uns auch ein Leichnam dem Schmerz unzugänglich. – Unsere Einstellung zum Lebenden ist nicht die zum Toten.“²

Was ist mit dem Gesicht, mit dem Antlitz? Was mit der Zärtlichkeit und mit dem Eros, was mit der Schönheit, was mit dem Beten? Sind Zahlen arbeitslos? Haben Statistiken Probleme? Sterben Zahlen an Krankheiten? Und: Wer hat welches Wissen? Wem gehört dieses Wissen? Wie sieht Demokratie aus in der Wissensgesellschaft – und wie Gerechtigkeit in einer digitalisierten Welt? Denn Wissen ist auch Macht (Francis Bacon).

¹ Gottfried Wilhelm Leibniz, Die Theodizee. Von der Güte Gottes, der Freiheit des Menschen und den Ursachen des Übels. Erster Teil. in: Philosophische Schriften. Herausgegeben und übersetzt von Herbert Herring. Darmstadt 1985. Bd. 2/1, 206–365.

² Ludwig Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen, Frankfurt a. M. 2011, § 284.

Wir bewegen uns an der der Schnittstelle von Kunst, Technologie und Gesellschaft. Einzubeziehen sind Ästhetik – Ethik – Wirtschaft – Politik – Technologie – Wissenschaft – Spiritualität. Ludwig Wittgenstein befasst sich mit der Abwechslung der philosophischen Diät im metaphorischen Sinne: „Eine Hauptursache philosophischer Krankheiten – einseitige Diät: man nährt sein Denken mit nur einer Art von Beispielen.“³ Wenn wir philosophieren, sollten wir uns bemühen, meint Wittgenstein, die Diät abwechslungsreich zu gestalten, indem wir uns verschiedene Beispiele und Situationen vor Augen führen. Nur so wird die geistige Nahrung reichhaltig und stärkend sein.

Ein Rückgriff auf die wissenschaftstheoretischen Reflexionen von Max Horkheimer mag dies weiter erläutern. Bei all den historisch bedingten Differenzen gibt es noch genug Analogien, die einen solchen Vergleich fruchtbar machen. In der Aufspaltung von Natur- und Geisteswissenschaften und der damit automatisch mitgegebenen Diskrepanz zwischen einer naturwissenschaftlichen Objektivität, die des menschlichen Inhalts entleert bleibt, und einer geisteswissenschaftlichen Konzentration auf den menschlichen Inhalt, der nur als Ideologie auf Kosten der Wahrheit transportiert wird, glaubte Horkheimer generell die Folgen einer vom positivistischen Wissenschaftsideal bestimmten Welt erkennen zu können, die für die menschliche Wahrheit grundsätzlich keinen Platz mehr hatte. Horkheimer erkannte, dass diese spezifische Strukturierung des Wissenschaftsbetriebs ein „gesellschaftliches Produkt“ ist, das durch die „Organisation der Universitäten hypostasiert wurde“ (Horkheimer 1991 [1967] 90). Seine Kritik weist auch auf das eigentliche Problem hin: Es geht letztlich um die Frage nach der Wahrheit und deren Relevanz im gesamtgesellschaftlichen Prozess (nicht nur im Bereich der Wissensproduktion). Kann (und will) die abendländische wissenschaftliche Vernunft auf überzeugende Weise Inhalte wie Gerechtigkeit, Toleranz, Mitleid oder Liebe begründen? In seinem Spätwerk hat Horkheimer diese Einsichten in Richtung der theologischen Fragestellung weitergeführt und die Wahrheitsfrage mit der Frage nach Gott verbunden. Da nach Horkheimer mit Gott jede Wahrheit stirbt, gehen damit auch Inhalte wie etwa die Liebe verloren. Die formale Vernunft kann dem nichts entgegensetzen. „Rein wissenschaftlich gesehen, kann man ... zwischen den Gefühlen ‚Lieben‘ und ‚Hassen‘ nicht differenzieren; dass Liebe besser ist als Hass – das ist ohne Theologie nicht zu begründen.“⁴

Im § 1 UG 2002 werden die Universitäten dazu verpflichtet ihren Beitrag „zur Lösung der Probleme des Menschen sowie zur gedeihlichen Entwicklung der Gesellschaft und der natürlichen Umwelt“ zu leisten. Sie werden diese ihre Aufgabe umfassend erfüllen, wenn sie dem Ideal der Idee der Universität treu bleiben und ihre historisch verbürgte Marke nicht verraten. Sich deswegen auch wehren gegen die Reduktion auf eine verschulte Ausbildungsanstalt für den sich sehr schnell umorientierenden Arbeitsmarkt. Grundlagenforschung und denkbar breite forschungsgeleitete Ausbildungskultur war ja schon immer die Stärke einer Universität. Und eben auch die Ausrichtung auf die Wahrheitsfrage.

Es ist Sache des Weisen zu ordnen („sapientis est ordinare“), sagt Thomas von Aquin mit Aristoteles.⁵ Die Weisheit als Gabe des Heiligen Geistes ist auf das universale Ziel, auf Gott selbst ausgerichtet. Weise ist, wer Gottes erfahren ist und aus Gott heraus lebt, und andere

³ Ludwig Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen, Frankfurt a. M. 1971, §593.

⁴ Max Horkheimer, Gesammelte Schriften Band 6 (Zur Kritik der instrumentellen Vernunft) und 7 (Vorträge und Aufzeichnungen 1949-1973). Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1985 und 1991, 184, 381, 388.

⁵ Thomas von Aquin, Summa contra Gentiles I,1 n.2; II,24; Aristoteles, Metaphysik I c.2 982.

auf Gott hin ordnet.⁶ Dumm hingegen ist einer, der bezüglich der höchsten Ursache ein Fehlurteil fällt.⁷ Der Glaube fragt nach einem letzten Sinn und Ziel unseres Lebens, ein Sinn und Ziel, das nicht ins Leere geht, nicht in der Absurdität des Alltags endet, sondern die Treue zur Erde und die Hoffnung auf Glück miteinander verbindet und versöhnt. Wir brauchen Weisheit, d. h. Orientierungswissen, nicht bloß Strategien des Handelns oder das Erlernen von Funktionen. Orientierungswissen, das Sinn erschließt, hat einen Wahrheits-, Freiheits- und Heilsbezug.

+ Manfred Scheuer
Bischof von Linz

⁶ Vgl. auch Thomas von Aquin, Summa contra Gentiles II, 24 n.1005.

⁷ Thomas von Aquin, Summa Theologiae II-II,46,1,1.